



Aus dem Inhalt

- ☞ Eine Montforterin in Südtirol S. 1
- ☞ Gräfliche Falschmünzer .. S. 4
- ☞ Schuld und Schulden S. 6
- ☞ Sommerprogramm S. 10
- ☞ Denkmal in Not S. 11
- ☞ 250. Mitglied des FH S. 12

Auf ein Wort

Liebe Leser,

Eine der Hauptaufgaben des Förderkreises Heimatkunde ist es, interessierten Bürgern die Geschichte unserer Stadt und Region näherzubringen. Daher ist es uns auch ein Anliegen, die Arbeit des Museums für die Stadtgeschichte im Torschloss zu unterstützen.

Vor einem Jahr wurde aufgrund einer Bürgerumfrage, initiiert von Archivar Dr. Florian Schneider, der bisherige Name „Montfort-Museum“ in „Stadtmuseum“ umbenannt. Damit sollte zunächst das Hauptaugenmerk auf die Aufgabe des Museums gelenkt werden, ein Standort der Stadtgeschichte zu sein.

In einem weiteren Schritt wird in diesem Jahr ein neues Konzept des Museums entwickelt. Unter dem Motto „Schuld und Schulden“ werden die vorhandenen Exponate neu geordnet und präsentiert.

Unterstützt wird das Vorhaben durch Dr. Albert Kümmel-Schnur und seinen Studenten von der Universität Konstanz. Auch die aktive Mitarbeit der Bürger von Tett nang ist dabei gefragt. Eine öffentliche Veranstaltung dazu hat bereits stattgefunden.

Im vorliegenden FH-Kurier erläutert Dr. Kümmel-Schnur in einem Gastbeitrag die Grundzüge des neuen Ausstellungskonzepts, das im Herbst vorgestellt wird.

Viel Freude beim Lesen.

Ihre

Marguerite Wind

(Marguerite Wind)
Schriftführerin

Eine Grabplatte in Bozen erinnert an die Montfortgräfin Ursula

Südtirol übt auf seine Besucher nicht nur mit seiner bizarren Bergwelt und den fruchtbaren Tälern einen unwiderstehlichen Reiz aus. Auch kulturell hat die Landschaft an Etsch um Eisack einiges zu bieten. Die jahrtausendealte Geschichte hat mit historischen Städten und Klöstern, mächtigen Burg- und eleganten Schlossanlagen wertvolle Schätze hinterlassen. In einem dieser Schlösser, nämlich Schloss Prösels, östlich von Bozen, lebte sogar eine geborene Gräfin von Montfort. Sie war die dritte Gemahlin des einst mächtigen Schlossherrn.

Ursula von Völs, geb. Gräfin von Montfort

Zum historischen Hintergrund: Graf Ulrich VII. von Montfort-Tett nang (1465 -1520) und seine Gattin Magdalena sind als die Erbauer der im Jahr 1513 eingeweihten Tett nanger St. Anna-Kapelle bekannt. Das Ehepaar hatte neun Kinder, doch nachdem die Söhne Ludwig als Kind und der Hoffnungsträger der Familie Wilhelm im Alter von knapp 20 Jahren gestorben waren,

blieben dem Grafenpaar nur noch Töchter, die allerdings für die dynastische Erbfolge nicht in Frage kamen (s. FH-Kurier Nr. 63). Es bestand also die Gefahr, dass das Haus Montfort-Tett nang aussterben und die

Grafschaft an das Reich fallen würde. Um diesem Schicksal zu entgehen, erhofften sich Ulrich und Magdalena Beistand und Hilfe von der Hl. Anna, der Schutzpatronin der Mütter und kinderlosen Frauen. Die Geschichte hat gezeigt, dass der Bau der St. Anna-Kapelle nicht zu dem erwünschten weiteren Kindersegen geführt hat.

Montfortische Heiratspolitik

Magdalena von Montfort, geborene von Oettingen (1473 – 1525) gilt als die stärkste Frau in der langen Ahnengalerie des Hauses Montfort. Bevor sie nach dem Tod ihres Gatten Ulrich VII. die Regentschaft über die Grafschaft beim Kaiser erwirken konnte, beschränkte sich ihre Tätigkeit im Wesentlichen auf Haushalt



Das prächtige Schloss Prösels unweit des Ortes Völs am Schlern (rechts) in Südtirol. Bild: Internet

Leonhard von Völs schlichtet Streit zwischen Montfortern und dem Kaiser

Als kluger Schlichter erwies sich Leonhard von Völs in seiner Funktion als Tiroler Landeshauptmann bei einem Streit, der zwischen den Montfortgrafen und dem Hause Habsburg 1512 entbrannt war. Das berichtet Andreas Arzet in seiner Chronik des Hauses Montfort. Dabei ging es um einige Allgäuer Untertanen und Güter, von denen die Grafen Ulrich VII. von Montfort-Tettnang und Georg von Montfort-Bregenz behaupteten, dass sie zur montfortischen Herrschaft Staufen (Ober-

staufen) gehörten, während die österreichischen Beamten diese zur Habsburger Herrschaft Hohenegg zählten. Jede Seite fühlte sich nun im Recht, und die Montforter wurden bei Kaiser Maximilian verklagt.

Um „disem Unwesen abzuhelfen und grösserem Übel vorzukommen“ riet Leonhard von Völs seinem Schwiegervater Ulrich und dessen Bregenzer Vetter Georg „sie sollen ein Klaines zugeben, ein Grössers damit abwenden“, und es sei besser, ein Schädlein zu

haben, als einen Schaden. Auch sei es nicht von Vorteil, sich gegen einen Stärkeren zu widersetzen, sondern es „seye besser, daß Wenig, so stritig, fahren lassen, alß daß Mehre, so nit stritig ist, auch in Gefahr sezen. Es künde diß alles ohne Nachthail ihrer Ehr und Reputation geschehen.“

Mit dem Hinweis, dass sie und ihre „Vorelteren und Anverwandte“ stets treue Gefolgsleute des Hauses Habsburg gewesen sein, zogen die Montfortgrafen schließlich ihre Ansprüche zurück. GH

Minderwertige Taler, Batzen und Kreuzer geprägt

„Wenn der Wohlstand nicht so teuer wäre, würde uns das Geld ausreichen.“ Dieser Spruch des Aphoristikers Fred Ammon könnte von den Tettnanger Grafen von Montfort stammen. Und weil ihnen das Geld eben nie ausgereicht hat, griffen sie immer wieder zum Prägestempel und schlugen größtenteils minderwertige Münzen.

Seit dem Mittelalter besaßen die Montforter das Münzrecht. Die Periode im 13. und zwei weitere im 16. Jahrhundert waren noch von verhaltener und legaler Prägetätigkeit bestimmt, die sich von der Massenproduktion späterer Jahre deutlich absetzen. Als Graf Ulrich IX. 1567 in Tettnang eine Münzwerkstatt einrichtete, zählte diese neben Stuttgart, Augsburg und Baden-Baden zu den vier einzig zugelassenen im Schwäbischen Reichskreis. Die seltenen montfortischen Brakteaten aus jener Zeit sind beliebte Sammlerstücke und erzielen hohe Preise. Nach Ulrichs Tod 1574 ruhte der Tettnanger Münzbetrieb für 46 Jahre.

Reichsmünzordnung

Im 16. Jahrhundert versuchten Kaiser und mehrere Reichsfürsten das Münzwesen im Heiligen Rö-

mischen Reich durch eine Reichsmünzordnung einheitlich gesetzlich zu regeln, da die Willkürlichkeiten der einzelnen Münzberechtigten im Reich zu großen Verlusten beim Volk führte. Nach erfolglosen Versuchen in den Jahren 1524 und 1551 das Münzwesen zu ordnen, legte Kaiser Ferdinand I.

1559 dem Reichstag ein Münzedikt vor, in dem der Goldgulden auf einen Gegenwert von 75 Kreuzer und der Silbergulden auf 60 Kreuzer festgesetzt wurde. 1566 akzeptierte der Reichstag diese Situation und machte den Silbertaler (Raugewicht 29,23 Gramm, 889/1000 Teile Silber) zur allgemeinen Währungsmünze

Die Grafen von Montfort als Falschmünzer

im Reich. Die Münze behauptete sich bis etwa zum Beginn des 18. Jahrhunderts im Zahlungsumlauf. Allerdings beinhaltete diese Reichsmünzordnung einen strukturellen

Fehler: sie ermöglichte territorialen Münzherren die Ausgabe von kleineren Landesmünzen mit einem gegenüber den Reichskurantmünzen geringeren

Silbergehalt, was die geschickt auszunutzen wussten.

Die Wipper- und Kipperzeit

Zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges im Jahr 1620 begannen die Grafen von Montfort wieder Münzen zu schlagen. Es war eine Zeit nie zuvor gekannter Inflation. Die Geldknappheit hatte mehrere Ursachen. Zum einen ging der Silberabbau und die Silbergewinnung zurück, zum anderen mussten die zahlreichen Söldnerheere finanziert werden. Dazu kam, dass die Fürstenhöfe ihren Luxusbedarf ins Unerträgliche gesteigert hatten. Einige Münzstätten gingen



Verschiedene Münzen aus montfortischer Prägung. Bild: GH



Die Grafen Hugo XVIII. und Johann X. ließen 1621 diesen Taler von ihrem Schwager Hans von Bimmelberg prägen, an den sie die Münzstätte verpachtet hatten.

dazu über, den Silbergehalt durch Kupfer, Zinn oder Blei zu ersetzen. Zwar war durch den „Münzfuß“ der Gehalt festgelegt, doch gab es im Reich Münzherren, die ihre eigenen Normen, spricht Fußwerte, festlegten. Diese Tatsache nutzte mancher Münzbetrieb aus. Und an vorderster Stelle stand die Münze in Langenargen, die Graf Hugo XVIII. 1621 eingerichtet und verbotenerweise an zweifelhafte Unternehmer verpachtet hatte.

In dieser sogenannten Kipper- und Wipperzeit wogen die Münzhändler die hochwertigen Geldstücke („wippen“) und sortierten sie aus („kippen“), um daraus mehr Münzen mit einem geringeren Silbergehalt herzustellen. Schweres Silbergeld wurde so zugunsten weniger silberhaltigen Geldes vom Markt genommen.

Als die deutschen Fürsten 1623 beschlossen, das Unwesen der minderwertigen Münzen zu beenden, kaufte Hugo die wertlos gewordenen Kippermünzen zum Altmetallpreis in großen Mengen auf und prägte daraus neue Halbbatzen und Zweikreuzer-Stücke. Zwar wurden diese Münzen kurz darauf vom Reich für mangelhaft befunden und verboten, aber der Graf ließ weitere drei Jahre für insgesamt mehr als 300.000 Gulden Halbbatzen schlagen, ehe er 1629 gezwungen wurde, den Münzbetrieb einzustellen.

1675 nahm Graf Johann X. das Prägen in größeren Mengen wieder auf. Der Qualitätsstandard seiner Münzen hatte sich allerdings nicht verbessert, so dass die drei süddeutschen Reichskreise 1679 beschlos-

sen, alle montfortischen Münzen zu verbieten und einzuschmelzen. Unbeeindruckt davon haben alle folgenden Grafen bis zum letzten regierenden Franz Xaver mit nur wenigen Unterbrechungen fleißig geprägt. Dabei ging es um die Massenproduktion von minderwertigem Kleingeld. Einem Bericht zu Folge arbeitete die Münzstätte in Langenargen An-

fang des Jahres 1731 ununterbrochen, also Tag und Nacht sowie an Sonn- und Feiertage. Zwischen 1726 und 1732 wurden nicht weniger als 600 Millionen Kreuzer-Stücke hergestellt. Regelmäßig wurde dieses Geld bei den Prüfungen durch das Reich bemängelt, verworfen und verboten. Die Montfortgrafen waren nicht die einzigen im Reich, die schlechtes Geld produziert haben, aber sie befanden sich damit immer an vorderster Front.

Trotzdem gab es einige Montfort-Gulden, die im Reich anerkannt waren. Diese Münzen wurden mit einem Gegenstempel des Fränkischen Kreises gekennzeichnet. Zwar waren sie auch unterwertig geprägt worden, aber nach ein paar Jahren und bei weiter fortgeschrittener Geldentwertung wurden sie akzeptiert.

Graf Ernst ließ sogar mit dem sogenannten Rentkreuzer eine Münze schlagen, die nur im eigenen montfortischen Lande gültig war und dessen Nennwert nicht dem Silberwert entsprach. Mit diesem Geld wollte er Steuern und sonstige Einkünfte bereits vor ihrer Fälligkeit verfügbar machen.

Letztmals war es Graf Franz Xaver, der versuchte, mit minderwertigen Münzen seine finanziell bedrohliche Lage zu mildern. Er nutzte die durch den Siebenjährigen Krieg entstandenen Münzwirren und brachte neue Taler, Zehn- und Zwanzig-Kreuzer-Stücke heraus. Aller-

dings hatten sich die Zeiten geändert. Dem Grafen wurde das Münzrecht endgültig entzogen und er musste 1763 den Münzhof in Langenargen schließen. Die Geldmaschine der Grafen funktionierte nicht mehr.

Die bildlichen Darstellungen

Nimmt man die Brakteaten aus der Stauferzeit einmal aus, so sind die montfortischen Münzen im Wesentlichen geprägt von der bildlichen Darstellung der regierenden Grafen einerseits und der schmuckvollen Wiedergabe der Familienwappen auf der Rückseite, gerade so, wie es dem Stil jener Epoche entsprach. Auf den frühen Münzen ist auch statt dem Grafenportraits oder des Montfortwappens der Reichsadler abgebildet. Dazu kommen jeweils auch die Wertangaben, die Jahreszahl der Prägung und die Namen und Titel – teilweise abgekürzt – der Grafen.

Gisbert Hoffmann



Gulden von Graf Anton III. von 1690 mit Gegenstempel des Fränkischen Kreises.

Impressum

FH-Kurier Nr. 90 / März 2020

Berichte und Informationen für Mitglieder und Freunde des Förderkreises Heimatkunde e.V. Tettngang.

Erscheint vierteljährlich

Für Mitglieder kostenlos. Unkostenbeitrag für Nichtmitglieder: 2,50 €

Verantwortliche Redaktion:

Gisbert Hoffmann, Vorsitzender, Pestalozzistraße 32, 88069 Tettngang, Tel.: 07542/52234

Die Redaktion behält sich das Recht vor, eingehende

Beiträge redaktionell zu überarbeiten.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.



www.foerderkreis-heimatkunde.

Schuld und Schulden

Perspektiven auf die Neugestaltung des Tettninger Stadtmuseums

von Dr. Albert Kümmel-Schnur *

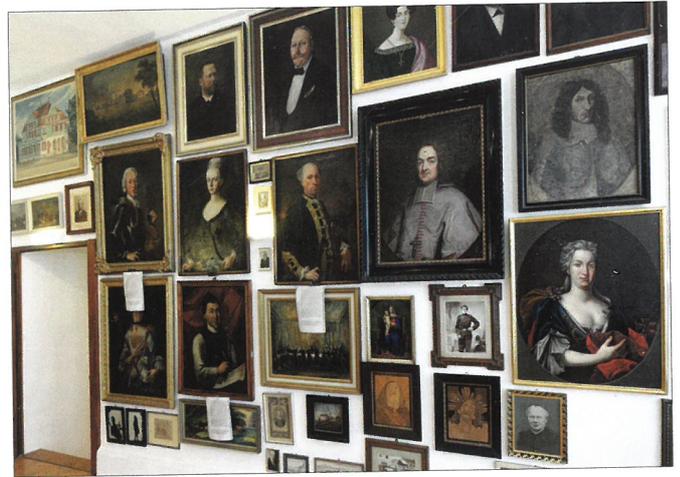
Wildspieße, militärische Helme unterschiedlicher Herkunft, das Bruchstück eines Mammutstoßzahnes, ein ausgestopfter Wildschweinkopf. Porträtmalerei, bei denen nicht immer ganz klar ist, wer darauf dargestellt ist. Der Rest eines Brückenpfeilers. Münzen. Ein Chormantel, der einmal ein Herzoginnenkleid war. Eine Wickelform für Zigarren und der Aschenbecher eines Bürgermeisters. Ein als Votivgabe auftretender Schrank der Bäckerin. Votivmalereien und Reliquienbehälter. Eine Rechenmaschine. Hanteln.

Das Stadtmuseum von Tettning unterscheidet sich in Qualität und (Un)ordnung seiner Bestände kaum von ähnlichen Institutionen. Es fehlt meist an Geld für Personal, Sammlungspflege, Forschung und Ausstellungen. Kleine, lokale Museen können nicht mit großen, gut finanzierten, meist in Städten angesiedelten Häusern konkurrieren. Aber sie haben eine Chance, die in ihrem Auftrag liegt.

Vordergründig ist der Auftrag eines Stadtmuseums eben, wie der Name sagt: Stadtgeschichte zu erzählen. Doch Stadtgeschichte ist ein systematisch sehr schwer zu erfass-

sendes Feld: sicherlich sind die architektonische Entwicklung und topographische Veränderung einer Ansiedlung gemeint. Davon kaum zu trennen, ist die demographische Entwicklung, die wiederum von politischen ebenso wie sozialen und kulturellen Rahmenbedingun-

gen abhängt und diese mitprägt. Stadtmuseen haben also ein totales soziales Faktum zum Gegenstand und versuchen meist, diese Totalität als solche auch abzubilden. Deshalb gehören eiszeitliche Funde, die von Mammutjagd und Rentierzelten erzählen ebenso selbstverständlich zu ihren Beständen wie Stadtturkunden und -wappen, Fotografien vom Alltagsleben und Artefakte lokal ansässiger Unternehmen. Es gehört schon ein großes Maß an Chuzpe dazu, diese Artefakte dann zu einer chronologisch dichten und erzählerisch sinnvollen Reihe zusammenzufügen.



Portraits gräflicher und bürgerlicher Personen, Landschafts- und Städteansichten: Eine Ansammlung mehr oder weniger wertvoller Bilder.

belegen die Erstreckung der eigenen Existenz, der je individuellen wie der Existenz als Gruppe über die Zeit und ihre Verwerfungen hinaus. Nun ist gerade die Frage nach der Identität, die im Rahmen des sogenannten dritten Museumsbooms der 1980er Jahre zur Gründung vieler ‚neuer Heimatmuseen‘¹ führte, momentan wieder sehr umstritten. Die Welt der 1980er ist buchstäblich nicht mehr unsere Welt: nach Ende des Kalten Krieges und dem Fall des Eisernen Vorhangs wurden ‚Identität‘ und ‚Heimat‘ zu Kampfbegriffen lokaler Zersplitterung und neuer Nationalismen. Aus ‚Identität‘ wurde das ‚Identitäre‘, ein polemischer Begriff, der bis heute auf die Exklusion von Andersartigkeit – religiöser, politischer, sexueller, kultureller und herkunftsbedingter Natur – abzielt. Je schärfer dieser Begriff verteidigt wird, desto deutlicher wird seine Fragilität: den Reinheitsfantasien, denen er aufsitzt, hat nie eine historische Wirklichkeit entsprochen.

Warum wagen Stadtmuseen aber diesen Schritt? Meist deshalb, weil der Zusammenhalt der Objekte sich nicht aus deren Eignung für eine systematische Geschichtserzählung ergibt, sondern aus ihrer identitätsstiftenden Funktion. Diese Objekte



Säbel und Spieße, Helme und Harnische, die typischen Exponate jedes Heimatmuseums. Bilder: G. Hoffmann

* Dr. Albert Kümmel-Schnur ist Literatur- und Medienwissenschaftler und arbeitet als Transferkoordinator der Geisteswissenschaftlichen Sektion der Universität Konstanz.



„Wer ausgelernt haben will, muss im Grabe liegen“, steht unter anderem an dem Schrank für die neue Fahne, die sich die Bäckerinnung des Kreises Tettwang im Jahr 1925 zugelegt hat.

Kultur – das war und ist eben immer Vermischung, unrein, wenn man so will.² Und Identität gerät dementsprechend zu einer Restkategorie, die der Diversität unserer Lebenswirklichkeit(en) nichts entgegenzusetzen hat.

Vor dem Hintergrund dieser Situation haben Stadt- und Heimatmuseen eine große Chance. Sie können sich zum Zentrum der Debatten und Spannungen einer Kommune machen und somit der Frage nach dem Eigenen und Fremden einen institutionellen Ort geben. Das ist sinnvoll, weil die Antworten eines Stadtmuseums nie im luftleeren Raum stattfinden, sondern gebunden sind und bleiben an real greifbare Objekte. Was immer diskutiert wird, muss sich rückbinden an die Evidenz eines Gegenstands – die Abstraktion, die in solchen Debatten oft den gefährlichen Abgrund des Unverbindlich-Beliebigen (und deshalb völlig beliebig Füllbaren) auftut, wird von vornherein verweigert. Jede Debatte bleibt konkret und muss sich im Konkreten bewähren.

Die Neuausrichtung des Tettnanger Stadtmuseums hat sich unter das

Motto „Schuld und Schulden“ gestellt. Anlass ist die inflationäre Münzprägung mit gestrecktem Silber sowie die Fälschungen Konstanzer Münzen durch Anton III. von Montfort. Das ist eine greifbare, unmittelbar auf Tettwang bezogene Geschichte, die auch gut mit Artefakten im Museum belegt ist. Wichtiger erscheint jedoch, dass über diese Geschichte viele

andere Artefakte des Museums in den Blick kommen: Schuldnerketten etwa, das Sparbuch der Stiftung des letzten Montfortgrafen, ein Schrank der Bäckereiinnung aus den 1920er Jahren, in den ein Gebet gemalt wurde, das dem Herrgott dankt für die Bewahrung vor den schädlichen Folgen der Inflation, eine Schützenscheibe, die drei jüdische Hopfenhändler zu Zielobjekten kollektiver Schießübungen macht, und vieles andere mehr. Anhand des Themas „Schuld und Schulden“ bekommt man also die Bestände des Tettnanger Stadtmuseums recht gut in einen gemeinsamen erzählerischen Kontext.

Ist man so weit gekommen, muss man jedoch umgekehrt fragen, ob das Schuld/Schulden-Thema auch geeignet ist, Stadtgeschichte zu erzählen.



Reste der eichenen Brückenpfiler von der alten Straßenbrücke über die Argen bei Gießenbrück.

Handelt es sich nur um eine gute Klammer, die Kontingenz des Sammlungsbestands thematisch zu binden, oder ist das auch ein gutes Narrativ, um von Vergangenheit und Gegenwart der Stadt Tettwang, also auch eines ganz spezifischen Ortes und nicht irgendeines, zu erzählen?

Kaum überraschend ist meine positive Antwort: ja, unbedingt. Und zwar zunächst aus der ganz einfachen Erkenntnis heraus, dass die basale Form unserer Sozialbeziehungen auf asymmetrischen Abhängigkeiten – Schuld eben oder, wie man neutraler sagen könnte, wechselseitiger Verpflichtung – beruht: „Ich bin Dir was schuldig.“ Wir sind alle – in einem Wort des elisabethanischen Dichters John Donne – keine Inseln, können unabhängig vom Sozialverband nicht existieren und zwar auch dann nicht, wenn wir die ersten abhängigen Jahre überstanden haben. Wir brauchen – genauso wie alle anderen Primaten – nicht nur Nahrung und Schutz, sondern auch die Zuwendung der Gruppe.³ Und die Gaben, die wir empfangen, er-

zeugen genauso wie diejenigen, die wir verschenken, eine Bindung. „Du bist zeitlebens für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast.“⁴ Nathalie Sarthou-Lajus hat diese Einsicht zur Basis eines „Lobs der Schulden“ gemacht.⁵ Schulden sind für die Autorin die Grundbedingung, menschlich zu sein – sie sind der Name jener Abhängigkeiten, die wir Beziehungen nennen. „It is what makes society possible. There is always an assumption that anyone [...] can be expected to act on the principle of ‘from each according to their abilities’“⁶

In Tettngang ist das nicht anders: jemand findet einen Brief seiner Urgroßmutter und entdeckt, dass sie noch einen Liebhaber hatte, über den sie nie gesprochen hat. Ein anderer, 12 oder 13 Jahre alt, buddelt mit seinem Kumpel ein Erdloch, bedeckt es mit Mist - aus diesem ‚Bunker‘ beobachtet er Fliiegerangriffe auf Friedrichshafen und wird danach von seiner Mutter geohrfeigt. Zwei chronisch sich auf dem Schulweg verspätende Mädchen haben Glück, auf einen geduldigen Bahnschaffner vertrauen zu können.⁷

Alltägliche Geschichten wie sie überall passieren könnten, aber - und das ist das Entscheidende - eben nur in kleinen Gemeinschaften unter Gleichen. Man kennt sich, ist einander vertraut, sorgt sich umeinander, hat Mitleid, findet sich selbst im Spiegel der anderen, in deren Anerkennung oder ihrer Verweigerung. ‚Alltäglicher Kommunismus‘ ist der Ausdruck, den David Graeber für diese Art der Beziehungspflege findet. Er ist der Kitt, der unsere Gesellschaften zusammenhält. Sein Prinzip ist die Reziprozität - ich gebe Dir, weil ich darauf vertraue, dass Du mir gibst - ganz unabhängig davon, ob eine Situation eintritt, in der ich Deine Gabe benötige.

Nun kann die alltägliche Pflicht zur Reziprozität umschlagen und zum Potlatsch,⁸ zum Wettkampf um das soziale Prestige von Gaben werden: wir kennen das etwa von Geburtstagsgeschenken - der hat mir ein Buch geschenkt, jetzt kann ich auf seinem Geburtstag nicht mit einer Tafel Schokolade erscheinen. Das Geschenk muss mindestens gleichwertig sein (oder scheinen), besser

aber, es ist etwas höherwertiger als das, was ich bekommen habe. Gleichzeitig darf das Geschenk aber nicht völlig den Rahmen sprengen - man will den Gastgeber ja nicht demütigen. Ähnliches gilt etwa für Sitzordnungen. Oder denken



Auch eine historische Wäschemangel mit Handkurbelbetrieb gehört zu den Raritäten des Stadtmuseums.

Sie an den Frauenstreit im Nibelungenlied - wer darf als erste den Wormser Dom betreten: Brünhild oder Kriemhild - die Frau des Herrschers oder die Frau desjenigen, der diese Herrschaft möglich machte? Selbst Gesten oder Blicke sind nicht mehr harmlos, wenn es um soziale Konkurrenz geht. Wer darf wen wie anschauen? Wer muss vom Gehweg in die Gosse treten? Der junge Mann vor der alten Dame etwa. Das erscheint uns selbstverständlich: Alter vor Jugend, Frauen vor Männern, ein Relikt noch aus den Zeiten, als die Menschen ihre Nachttöpfe aus den Fenstern leerten - wer näher am Haus ging, bekam weniger ab. Wie verhalten sich die beiden aber zueinander, die alte Dame und der junge Mann, wenn sie sich auf der Bank wiedersehen - der eine als Bankangestellter, die andere als Anwärterin für einen

Kredit? Oder, wenn die Dame die Sekretärin des jungen Mannes wäre? Oder was, wenn wir uns in den USA der 1950er Jahre befänden und die Dame hätte schwarze, der Mann weiße Hautfarbe? Wer müsste dann in die Gosse treten?

Nun stellen Sie sich vor, Sie wären Hugo III. von Montfort und erhielten als Erbe keine Stadt wie Feldkirch oder Bregenz, sondern bloß „Tettos Feld“? Ja, genau. Dann würden Sie im Versuch, es Ihren besser gestellten Brüder nachzutun, aus diesem Feld mit Burg eine echte Stadt mit Rechten und einem Markt machen wollen. Und wenn Sie zu diesem Zweck Leute - ansässige Bauern - zwingen müssten, sich Ihren Wünschen gemäß zu verhalten? Ja, genau. Dann täten Sie das. Die Dynamik der Stadtentwicklung ergäbe sich hier also aus einem sozialen Äquivalenzbedürfnis oder, wie man es auch formulieren könnte: dieses Verhalten meinen Sie (also: Hugo III.) seien Sie Ihrem ‚Stand‘, Ihrer ‚Familie‘, Ihrer ‚Ehre‘ vielleicht schuldig.

Dass aus dem Gefühl solcher sozialer ‚Schuldigkeit‘ leicht ökonomische Schulden werden können, zeigen die Beispiele späterer Grafen - etwa Hugo XVI. oder Ulrich IX., die ihren Lebensstil - das, was sie dem Stand, dem Stil der Zeit etc. - schuldig zu sein glauben, mit Schulden finanzieren. Schulden, die bereits, so zeigt es Karl Heinz Burmeister, mit Ulrich IX. eine Höhe erreichen, die den ökonomischen Zusammenbruch der Montforterfamilie unabwendbar machen.⁹ Anton III., so formuliert es Johann Nepomuk Vanotti, „glaubte es sich und seiner Ehre schuldig zu sein, eine zahl-



Fuß- und Handfesseln aus dem Gefängnis im Alten Rathaus, 18. und 19. Jahrhundert.

reiche Dienerschaft zu unterhalten, glänzende Feste zu geben, den Adel der Nachbarschaft, die Geistlichen und Beamten der ganzen Umgegend bei solchen Anlässen um sich zu versammeln und selbst seinen Namen, wie er glaubte, durch große und kleine Bauten und kirchliche Stiftungen zu verewigen.“¹⁰ Dergestalt wurde „dieser gutmüthige, lebensfrohe Mann“, so das wohl historisch zu harte Urteil Vanotti, zum „wahren Feind und Verderber seiner Familie“¹¹ und zwar, wie Vanotti betont, nicht nur ökonomisch, sondern auch moralisch: „Unter ihm starb die Familie moralisch aus.“¹²

Soziale Schuldigkeit, moralische Schuld und ökonomische Schulden hängen nicht nur eng zusammen, sondern tauschen immer wieder die Plätze. Und diese Dynamik prägt sich dem Sozialen tief ein - sie bestimmt die Bautätigkeit ebenso¹³ wie die Bevölkerungsentwicklung, die Vorurteile und Meinungen ebenso wie unser Verhalten. So kündigte Ulrich IX. 1571 den Schutz der Juden auf, ließ die Schulden der Bevölkerung bei jüdischen Geldverleihern errechnen und nahm einen Kredit über diese Summe zur vollständigen Entschuldung aller Bürger*innen auf mit dem einzigen Ziel, die jüdische Bevölkerung ausweisen zu können. Hier wiederum wird die Ökonomie in den Dienst einer demografisch-ideologischen Entscheidung gestellt.

Die wenigen historisch weit zurückliegenden Beispiele zeigen, wie Schuld und Schulden tatsächlich ein geeigneter Zugriff auf die Darstellung der städtischen Geschichte sein können. Da

dieses Thema durch seine Alltäglichkeit und Allgegenwart buchstäblich jedermann und jeder Frau

en_Mat_Kult_Band_01-30/Band29_Herrmann_Umkaempft_2018.pdf).

2 Siehe etwa Ilja Trojanow/Ranjit Hoskote: *Kampfabsage. Kulturen bekämpfen sich nicht – sie fließen zusammen*. München: Blessing 2007.

3 Die radikale Abwendung der Gruppe bedeutet nicht einfach eine Verarmung des Lebens, sondern buchstäblich den Tod: in besonders eindrücklicher Form nachzulesen bei Walter B. Cannon „Voodoo Death“, in: *American Anthropologist*, 44 (1942), S.169-181.

4 Antoine de Saint-Exupéry: *Der kleine Prinz*, Düsseldorf: Karl Rauch Verlag, S. 75.

5 Nathalie Sarthou-Lajus: *Lob der Schulden*, Berlin: Wagenbach 2013.

6 David Graeber: *Debt. The first 5000 years*, New York: Melville House 2011, S.

7 Diese Beispiele stammen aus den Notizen der Bürger*innenversammlung zur Museumsneugestaltung am 24.01.2020 im Rittersaal des Neuen Schlosses.

8 Das Ritual der Kwakiutl-Indianer im Norden Kaliforniens wurde von Marcel Mauss 1923 zur Grundlage eines Textes über die Natur der Gabe gemacht, der seither zu den zentralen Diskussionsbeiträgen in Fragen nicht-monetärer Ökonomien wurde (Marcel Mauss: *Die Gabe. Die Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1968).

9 Karl Heinz Burmeister: *Geschichte der Stadt Tettang*, Konstanz: UVK 1997, S. 101.

10 Johann Nepomuk Vanotti: *Geschichte der Grafen Montfort und von Werdenberg. Ein Beitrag zur Geschichte Schwabens, Graubündtens, der Schweiz und des Vorarlbergs*, Konstanz: Belle-Vue 1845, S. 199-200.

11 Ebd. S. 200.

12 Ebd. S. 200.

13 Das erste Schulhaus von Tettang kauft Ulrich IX als pädagogisches Bollwerk der Gegenreformation, nicht aus humanistischen Erwägungen heraus. Umgekehrt unterhält Tettang lange Zeit ein weit über die Stadtgrenzen hinaus bekanntes Leprosenspital. □



Eine interessante Sammlung von verschiedenen Schützenscheiben ist im Stadtmuseum zu sehen.

vertraut ist, können wir das Museum zu einem Ort machen, wo auch die Erinnerungen und Geschichten der heute lebenden Tettnangerinnen und Tettnanger aufgehoben sind und wo sich Gegenwart und Vergangenheit begegnen. Auch das ist, letztlich, eine Frage der Schuldigkeit - Erinnerung ist das, was wir den Toten schulden. □

Anmerkungen

1 Vgl. dazu Dennis Herrmann: *Umkämpfte Räume – Neue Heimatmuseen, Studien zur materiellen Kultur*, Bd. 29, Oldenburg 2018 ([FKH 90](https://uol.de/fileadmin/user_upload/materiellekultur/Studi-</p>
</div>
<div data-bbox=)